

7a Times Post: Die Schattenseite

Marsh all by the Bay, 24. Mai. Nach langem Hin und Her habe ich nunmehr die Erlaubnis erhalten, als Beobachter jenen abstoßenden Brauch mitzerleben, der unter den zivilisierten Nationen solchen Abscheu hervorgerufen hat: die rituellen Kriegsspiele. Gestern wurde ich – soweit bekannt als erster Amerikaner überhaupt – Zeuge dieses bedrückenden Schauspiels.

(...)

Bei unserer Ankunft waren die Vorbereitungen für das Ritual bereits in vollem Gange. Zwei Gruppen von jungen Männern hatten sich an beiden Ufern des Flusses versammelt – etwa 25 auf jeder Seite. Beide Gruppen hatten eine Feuerstelle angelegt und sich in einem großen Kessel irgendein Gebräu zubereitet, offenbar ein Stimulans, das sie für die kommenden Schrecknisse unempfindlich machen sollte. Jeder der Männer (sie waren zwischen 16 und 30 Jahre alt) hielt einen langen, bedrohlich wirkenden Speer mit einer Spitze aus geschliffenem schwarzen Stein. Und jeder bemalte seinen Körper mit primitiven, wilden, bunten Mustern.

Als sich nach einiger Zeit mehrere Hundert Zuschauer versammelt hatten, wurde als Zeichen zum Beginn ein großer Gong geschlagen. Daraufhin trat Stille ein; die Spannung unter den Zuschauern wuchs. Die ›Krieger‹ marschierten auf beiden Seiten des Flusses auf und bezogen ihre Positionen, jeweils eine Speerlänge voneinander entfernt. Die eine Gruppe, die angriffslustiger als die andere wirkte, stimmte einen Kriegsgesang an, der ziemlich blutrünstig klang, vielleicht aber auch ein wenig an unsere Sprechchöre bei Sportveranstaltungen erinnerte. Als der Gegner auf der anderen Seite zu zögern und sich vom Flußlauf zurückzuziehen schien, überquerte die aggressive Gruppe ihn speerschwingend und begann mit einer Reihe von Vorstößen das andere Ufer hinauf.

(...)

Dieses Schauspiel dauerte, unter anhaltendem Geschrei und wachsender Begeisterung der Zuschauermenge, vielleicht eine halbe Stunde. Gelegentlich kehrten die Krieger zu ihren Kesseln zurück, um sich zu erfrischen. Dann erscholl plötzlich ein Schrei an einem Ende der Kampflinie. Meine Aufmerksamkeit war in diesem Augenblick auf etwas anderes gerichtet, so daß ich den entscheidenden Stoß nicht mit eigenen Augen sah, aber wie man mir später erzählte, war einer der Krieger während eines Vorstoßes auf dem Gras der Uferböschung ausgeglitten, und ein Gegner hatte die Gelegenheit genutzt und ihm mit dem Speer die Schulter durchbohrt.

Wie durch ein Wunder endeten damit schlagartig alle Feindseligkeiten. Die beiden ›Stämme‹ zogen sich auf ihre Ausgangsstellungen zurück. Die Anhänger der ›siegreichen‹ Seite wirkten freudig erregt, fast ekstatisch, klopfen einander auf die Schulter und umarmten sich; die Anhänger der Verliererseite dagegen waren niedergeschlagen. Ärzte lösten sich aus der Zuschauermenge und kümmerten sich um den Verwundeten. Das Gras war blutüberströmt, aber den Bemerkungen der

Umstehenden konnte ich entnehmen, daß das Opfer trotz seiner bösen Verwundung nicht in Lebensgefahr schwebte.

Die Sieger begannen nun zur Feier einen Tanz aufzuführen, und ihre Anhänger liefen den Hügel hinunter und gesellten sich zu ihnen. Musik erklang, und alles begann zu tanzen. In einer Atmosphäre erregten Jubels teilten die Krieger den Inhalt ihres Kessels mit allen Anwesenden. Einige Krieger der siegreichen Seite verschwanden mit Frauen in den Büschen. Auf der Verliererseite schien es viel Wehklagen, Kummer und Tränen zu geben.

Nach einer Weile wurden die Feuer wieder geschürt, man brachte Essen, und ein Fest begann Gestalt anzunehmen. Es wurde im Lager der Gewinner abgehalten, die großzügig anboten, die Besiegten zu bewirten – was diese ehrerbietig annahmen.

Ich erfuhr, daß ein Krankenwagen, der in Bereitschaft gestanden hatte, den (nunmehr sauber verbundenen) Verwundeten in Kürze abtransportieren würde. Also ging ich hinüber, um mit ihm zu sprechen.

(...) Ich ergriff die Gelegenheit und trat an seine Bahre. "Wie fühlen Sie sich?"

"Wie ein Mann", erwiderte er, wobei er in die monotone Sprechweise zurückfiel.

"Wieder habe ich überlebt." "Können Sie mir sagen, worum der Kampf ging?"

"Natürlich darum, wer gewinnen würde – wir oder sie." "Einen anderen Grund gab es nicht?" Er sah mich neugierig an. "Es ging auch darum, uns selbst zu prüfen – begreifen Sie nicht, wie angenehm es ist, Angst zu empfinden und zu überwinden?"

"Würden Sie all das noch einmal tun?" "Gewiß. Wir werden es wieder tun, wahrscheinlich zum zweiten Vollmond von jetzt an gerechnet. Sind Sie fremd hier?"

"Ich bin amerikanischer Zeitungsreporter und schreibe einen Artikel für mein Blatt", erwiderte ich. "Darf ich Sie fotografieren?" Da ich keinerlei Einwände erwartete, zog ich schon meine Kamera hervor, aber der junge Mann rief: "Nein! Auf gar keinen Fall! Haben Sie keinen Anstand?" Eine Gruppe von Männern in der Nähe wurde auf uns aufmerksam und nahm eine drohende Haltung ein.

"Entschuldigen Sie bitte", sagte ich, denn mir wurde klar, daß ich einen groben Fehler gemacht hatte. Rasch steckte ich meine Kamera wieder weg. (Später erfuhr ich, daß die Ökopianer der Fotografie Eigenschaften der Schwarzen Magie zuschreiben, weil sie die ›Zeit einfriert‹ und gegen die biologischen Gesetze von Wandel und Tod verstoße – so daß sie gerade in einer solchen Situation besonders fehl am Platze sein mußte.) Die Ökopianer ließen es aber nicht damit bewenden. Einer der älteren Männer lud mich ein, neben ihm Platz zu nehmen, bot mir eine fleischgefüllte Pastete an und begann, mich über den Sinn der Kriegsspiele aufzuklären, deren Zeuge ich geworden war.

Die Ökopianer – so fing er an – hatten die Anthropologie stets als ein Fach von großer praktischer Bedeutung angesehen. Nach der Unabhängigkeit wurde versuchsweise damit begonnen, die anthropologischen Hypothesen in die Lebenspraxis umzusetzen. Trotz der Findigkeit der besten Rechtsanwälte waren allerdings noch große Widerstände zu überwinden, ehe eine so radikale Idee wie die der rituellen Kriegsführung juristisch praktikierbar wurde. Aber die Verfechter dieser Idee hatten sich nicht beirren lassen – in der festen Überzeugung, daß die Entwicklung einer offenen, zivilisierten Ausdrucksform für die physische

Konkurrenzhaltung, auf die der Mensch anscheinend biologisch programmiert ist, unentbehrlich sei – da sie sich sonst in perverser Form, wie dem Krieg, Ausdruck verschaffe.

(...)

Im weiteren behauptete er, daß bei den rituellen Kriegsspielen in Ökoptopia nur sehr wenige Todesfälle zu beklagen seien: etwa fünfzig junge Männer finden alljährlich bei den Spielen den Tod. Diese Zahl wollte er in Beziehung setzen zu der Anzahl der tödlichen Unfälle auf unseren Autobahnen von 75 000 pro Jahr sowie zur Zahl unserer Kriegsgefallenen, die, aufs Jahr umgerechnet, bei etwa 5000 liegt. Nebenbei erfuhr ich, daß Frauen niemals an den Kriegsspielen teilnehmen; aber bevor unsere Feministinnen sich darüber ereifern, sollten sie wissen, daß die Spiele nur Teil des grundsätzlich auf Kooperation ausgerichteten Programms der Survivalist Party sind und daß die Ökoptopianer den Konkurrenzgeist der Frauen lieber auf andere Gebiete lenken: auf den Wettkampf um die politische Führung, auf die Arbeitsorganisation – wo Frauen über herausragende Fähigkeiten verfügen sollen – und auf die Rivalität zu den Männern, die von den Frauen in selbständiger Entscheidung zu Vätern ihrer Kinder gemacht werden.

(...)

Es ist somit offensichtlich, daß das erschreckende Schauspiel, in dem gesunde junge Männer in vollem Bewußtsein aufeinander losgehen, um sich gegenseitig zu töten, ein halbreligiöser Ritus und keineswegs ein leichtfertig eingeführter Brauch ist – gleichgültig, wie wir Amerikaner dazu stehen mögen. Möglich, daß die Vorformen des Ritus im Stierkampf, im Football, in der Heiligen Messe oder in den rituellen Stammeskriegen der Wilden zu suchen sind, in jedem Fall aber werden die sinnlose Gewalt, das grundlose, ungerechtfertigte Blutvergießen den Namen Ökoptopias in den Augen der zivilisierten Welt für immer herabsetzen.

Callenbach, Ökoptopia, Summerschool 2021 <https://www.gelbe-reihe.de/online-journalismus/buch/autorin/seminare/sommerakademie-magliaso/>